Kölnische Rundschau, 11. November 2016

Die Faszination des Unfertigen

Auftakt der TransLit-Poetikdozentur mit der Autorin Felicitas Hoppe an der Universität Köln

VON BRIGITTE SCHMITZ-KUNKEL

KÖLN. Wer hätte das geahnt? „Zeit meines Lebens habe ich davon geträumt, Dirigentin zu sein", gestand die Schriftstellerin Felicitas Hoppe am Donnerstag zum Auftakt ihrer TransLit-Poetikdozentur, die das Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Köln nach der Premiere mit Marcel Beyer im vergangenen Jahr nun an die Berliner Autorin vergeben hat. Und dieser Traum blieb nicht der einzige ihres Eröffnungsvortrags unter dem Titel „Was ich auch gern könnte". Oder eben auch nicht: zum Beispiel reiten oder kanonisch schreiben wie Kollegen – Hoppe ist im Gegenteil fasziniert von dem Unfertigen, würde die „Magie des Prozesses dem handfesten Wurfjederzeit vorziehen". Was dazu geführt habe, dass sie schon die Lieferung ihres ersten gedruckten Buchs („Picknick der Friseure", 1996) in ihrer Wohnung erst einmal „entsetzt" vor sich selbst versteckte.

Während der aktuelle Büchner-Preisträger Beyer noch das „Wortprüfen" beschrieb, lobt Felicitas Hoppe, die die Auszeichnung 2012 erhielt, gerade das Nichtgreifbare der Wörter. Wie kommt man etwa der „flüchtigen Wirklichkeit" Schnee schreibend bei? Wieso gibt es Autoren, die zeichnen oder sich wie Ilja Trojanow an die Selbsterfahrung aller olympischen Sportarten wagen? Felicitas Hoppe versteht sich, das machte diese „Hommage an den Konjunktiv" deutlich, gerade nicht als Alleskönnerin. Deshalb muss man bei ihr, deren Lieblingsfigur Pinocchio ist, mit allem rechnen: Sogar ihre eigene Identität setzte die 55-Jährige mit funkensprühender Fabulierfreude in der fiktiven Autobiografie „Hoppe" (2013) aufs Spiel.

„Kunst und Religion leben vom Wunsch und nicht seiner Erfüllung", erklärte Hoppe, deren Lieblingsutensil nicht umsonst ein Rucksack ist. Übers Unterwegssein (und Bloggen) denkt die weitgereiste Autorin im Rahmen ihrer TransLit-Reihe auch am 1. Dezember mit den Künstlern Jana Müller und Alexej Meschtschanow nach. Zuvor stellt sie mit Thomas Henke das Filmprojekt „Felicitas Hoppe sagt" vor (17. November) und spricht mit Karlheinz Koinegg über ihr Nibelungenprojekt, das dieser illustriert hat (24. November).

Beginn *jeweils 18 Uhr, Tagungsraum Seminargebäude Universität Köln, Eintritt frei.*

Flüchtige Wirklichkeiten: Felicitas Hoppe in der Uni. (Foto: Horn)

Kölner Stadt-Anzeiger, 11. November 2016

LITERATUR TransLit-Poetikdozentur an der Universität zu Köln

Was Felicitas Hoppe auch gern könnte

Mit dem aktuellen Büchnerpreisträger Marcel Beyer wurde im vergangenen Jahr die TransLit-Poetikdozentur an der Universität zu Köln gestartet. Auf ihn folgt nun Felicitas Hoppe, die den Büchnerpreis bereits 2012 erhalten hat. Am Donnerstagabend eröffnete sie ihren Kölner Reigen mit dem Vortrag „Was ich auch gern könnte". Wie man sich denken kann: Da kommt vieles zusammen. Denn die Autorin, von der auch die fiktive Autobiographie „Hoppe" stammt, versteht sich nicht als Tausendsassa, von denen es einige gibt und für die sich einige halten. So war diese kurvenreiche Vorlesung eine „Hommage an den Konjunktiv", gespickt mit Hinweisen in eigener Sache. Darunter diese Einsicht: Ihr Schreiben sei irgendwie im Stummfilm steckengeblieben, sagte sie, denn sie neige zu großen Gesten und wenigen Dialogen. Weitere Auftritte, die transmediale Aspekte ihres Werks vorstellen sollen, gelten dem Film, der Zeichnung und dem Webblog. So spricht Hoppe am 17. November über das Filmprojekt „Felicitas Hoppe sagt". Dann trifft sie am 24. November auf Karlheinz Koinegg, mit dem sie ihr Nibelungenprojekt erörtert. Schließlich folgt am 1. Dezember ein Gespräch über Reisen und Bloggen (alle Termine im Tagungsraum, Seminargebäude, 18 Uhr). (M.Oe./ Foto: Martina Goyert)

Süddeutsche Zeitung, 12./13. November 2016, Feuilleton, S.21

Unterwegs nach Übergletsch

Felicitas Hoppe durchmisst den weiten Raum ihrer Fantasiewelten

Auf die Frage, wie er denn auf seine Ideen komme, soll der amerikanische Kinderbuchautor Theodor Seuss Geisel, besser bekannt als Dr. Seuss, auf einer Party einmal folgendermaßen geantwortet haben: Jedes Jahr fahre er in die Schweiz, in ein Dorf namens Gletsch, in dessen Nähe das noch kleinere Dorf Übergletsch gelegen sei. Dorthin bringe er seine Kuckucksuhren, um sie reparieren zu lassen. Während er darauf warte, sie wieder abholen zu können, unterhalte er sich mit den ungemein skurrilen Einheimischen. Und die würden ihm all die Geschehnisse erzählen, die er nach seiner Rückkehr aufschreibe.

Ob der 1991 verstorbene Theodor Seuss Geisel diese Anekdote tatsächlich erzählt hat oder ob sie nur eine Erfindung von Felicitas Hoppe ist, wird sich kaum noch klären lassen. Hoppe jedenfalls, Büchnerpreisträgerin des Jahres 2012 und deutsche Übersetzerin von Dr. Seuss, eröffnete ihre Translit-Poetikvorlesung an der Universität Köln mit jener Begebenheit und schloss damit gleich eine Tür zu dem weiten Raum ihrer fiktionalen Welten auf: „Über das Schreiben", sagt Hoppe, „lässt sich nicht reden, außer in Geschichten, die wiederum neue Mythen produzieren." Das Motto, unter das Hoppe ihren ersten Vortrag gestellt hat, schließt nahtlos an ihren raffinierten Roman „Hoppe" an, in dem sie ihre „Traumbiografie"entwarf. Nun also: „Was ich auch gern könnte".

In „Hoppe" wird Hoppe im Alter von sechs Jahren von ihrem „Erfindervater", einem Patent-Agenten, nach Kanada entführt, wo sie in der vielköpfigen Familie des gleichaltrigen späteren Eishockeysuperstars Wayne Gretzky Aufnahme findet und sowohl ihn als auch das Eis lieben lernt. Es folgen eine Schiffsreise nach Australien, eine Pubertät in Adelaide und der Beginn einer Musiker- und Schriftstellerkarriere. Der Ausgangspunkt zum Roman war ein Bild von Wayne Gretzky, mehr nicht. Es klebt heute auf dem zerfledderten Exemplar des Romans, das Felicitas Hoppe in die Höhe hält. Die Bild-Text-Diskrepanz, sagt Hoppe, sei eines der zentralen Probleme ihrer Arbeit. Überhaupt der Schritt von den Träumen in die Konkretion. Denn ihre Träume seien nicht darauf aus, verwirklicht zu werden, so wie die Wirklichkeit nicht dazu da sei, traumhaft zu sein.

Man darf sich nicht täuschen lassen von Hoppes unvergleichlicher Gabe zum Fabulieren, Abschweifen, Umherspringen. Doch hinter ihrer vermeintlichen Verspieltheit, hinter dem so beglückenden Assoziationsreichtum stecken sowohl ein tiefer Ernst als auch ein klares gedankliches Gerüst, das von Sätzen getragen wird wie jenem, dass Schreiben nicht ein von Inspiration und Faszination, sondern von Mühe und Beharrlichkeit geprägter Vorgang sei. Hoppe muss es wissen, denn „ich schreibe, seit ich sieben Jahre alt bin." Und das ist gewiss keine Selbststilisierung.

Träumt von Panzerknackern: Felicitas Hoppe. FOTO: TOBIAS BOHM

Felicitas Hoppes Vorlesung war ein Plädoyer für die Literarizität von Literatur und eine Auseinandersetzung mit den Problemen der Darstellung: „Wie hält man die Wirklichkeit von Flüchtigkeit fest?", und zwar ohne, wie sie hinzufügt, umgehend in Klischeebilder zu verfallen. Zum Beispiel Schnee. Man könne Sätze schreiben wie: „Als sie sich küssten, begann es zu schneien" und komme trotzdem nicht ansatzweise an das heran, was Schnee sei. Die Lösung des Problems liegt für die bekennende Synästhetikerin Hoppe in der Prosa selbst. Das literarische Sprechen und Rezipieren fordere das Vorstellungsvermögen sämtlicher Sinne: „Lesen ist ein physischer Vorgang."

Hoppes Denken ist ein Denken in Bildern. Streng genommen, sagt sie, sei sie im Stummfilm stecken geblieben. Als Buster Keaton angefangen habe, Tonfilme zu machen, sei alles vorbei gewesen. Als Kind habe sie wie eine Besessene Comics gelesen, und noch heute träume sie davon, einen Panzerknacker-Roman zu schreiben. Die Kehrseite der genreüberschreitenden künstlerischen Welten ist die Anerkennung der eigenen Defizite: Von dem zu reden, was sie gern könnte, so Hoppe, hieße darüber zu sprechen, was sie alles nicht könne. So gesehen ist „Hoppe" eigentlich ein Sehnsuchtsroman.

Bevor sie lesen und schreiben lernte, konnte Hoppe bereits Blockflöte spielen. Das ist nicht weiter ungewöhnlich, sondern das Kollektivschicksal einer Generation. Bei Hoppe wird daraus der ewige Traum, Dirigentin zu sein, um den Wunsch nach Erlösung zu stillen. Der Eishockeytrainer in „Hoppe" warf der Romanfigur Hoppe stets vor, sie habe „die lästige Neigung, ständig über das Spielfeld hinauszudenken". Genau das wird in den kommenden Wochen bei der Fortsetzung der Translit-Vorlesung geschehen, wenn Felicitas Hoppe die Filmemacher Oliver Held und Thomas Henke trifft, mit dem Hörspielautor Karlheinz Koinegg über ihr Nibelungenprojekt spricht und sich mit den Künstlern Jana Müller und Alexej Meschtschanow über das Reisen austauscht. Vielleicht sogar über Reisen nach Übergletsch. CHRISTOPH SCHRÖDER

Kölner Stadt-Anzeiger, 30.11.2016, Kultur, S. 21

„Bei uns zu Hause reden alle so“

Büchnerpreisträgerin Felicitas Hoppe, die an der Kölner Uni lehrt, über Schreiben und Reisen

Frau Hoppe, Ihre Kölner Poetik-Professur ist beileibe nicht Ihr erstes akademisches Lehramt. Sie haben schon zahlreiche Dozenturen innegehabt. Das scheint Ihnen eine verlockende Beschäftigung zu sein.
Ich finde es auf der einen Seite sehr verlockend und bereichernd, auf der anderen Seite hat es ganz pragmatische Gründe. Als freie Autoren müssen wir uns ja aus verschiedenen Kanälen bewirtschaften. Hier gibt es die Möglichkeit eines Zubrotes. Es ist also beides: Not und Tugend.

Machen Sie als Dozentin Erfahrungen, die für Ihr Schreiben relevant sind?
Ja, wenn man nicht allzu sehr in die Fänge der Wissenschaft gerät. Wenn sich Schriftsteller zu sehr auf die Ebene der Wissenschaft begeben, sind sie meiner Ansicht nach immer in der Gefahr der Selbstanalyse. Das kann dann auch zu viel werden. Aber man macht natürlich tolle Erfahrungen mit den Leuten. In Köln ist es vor allem das Schreibseminar, aus dem ich am meisten mitnehme. Ich will Köln jetzt keinen Honig ums Maul schmieren, aber ich habe solche Seminare schon öfters gemacht und finde die Studierenden, mit denen ich jetzt zusammenarbeite, herausragend.

Sie brillieren – wie jetzt in Köln – auch als Rednerin. Hat das damit zu tun, dass Sie unter anderem Rhetorik in Tübingen studiert haben?
Nein, überhaupt nicht. Ich habe ein Semester bei Walter Jens studiert. Wir haben uns furchtbar gestritten, denn Walter Jens war autoritär – das war damals eine ganz andere Generation. Es war kein praktisches, sondern ein theoretisches Rhetorik-Studium. Was Sie meinen, hat – glaube ich – einen anderen Grund: Bei uns zu Hause reden alle so. Wir sind fünf Kinder. Das ist natürlich furchtbar für Gäste. Aber wir konnten es auch nie verstehen, wenn wir zu Besuch waren und am Tisch nicht geredet wurde. Das führe ich auf einen katholischen Einfluss zurück: 14 Jahre sonntäglicher Kirchgang. Immer mündliche Rede, Predigt, Deklamation – das bleibt hängen im Guten wie im Schlechten.

Wie erleben Sie die akademische Welt. Ist sie nah dran an der Literatur oder sind das ferne Kontinente?
Es sind zwei Kontinente, aber man kann schon Schiffe besteigen und hin und herfahren, so dass es einen Warenaustausch gibt. Die Umgangsformen sind andere und auch die Sprache unterscheidet sich markant. Die Wissenschaft ordnet und analysiert und ich als Schriftstellerin stehe davor und sage: Hmm, das ist ja interessant, was die in meinen Texten sehen.

ÜBER RHETORIK:
„Ein Semester habe ich bei Walter Jens studiert. Wir haben uns furchtbar gestritten

Ein Projekt zum Nibelungenstoff haben sie im Rahmen Ihrer Dozentur vorgestellt. Dabei sagten Sie, dass sie nichts von der Aktualisierung historischer Stoffe halten. Aber worin liegt die Aktualität dieses Stoffes?
Es gibt zwischenmenschliche Konflikte, die ihre Formen wandeln im Laufe der Jahrhunderte. Aber es gibt auch Konflikte, die immer wieder neu beschrieben werden können. Da sehe ich ein großes Potenzial im Nibelungen-Thema. Wenn man merkt, dass man von einem Stoff nicht loskommt, dann kann das zwei Gründe haben: Weil man in der Schule gezwungen wird, ihn immer wieder zu lesen, oder weil da etwas ist, ein Mehrwert, den man nicht so richtig auflösen kann. Das ist bei den Nibelungen der Fall. Es gibt ja noch heute Leute, die im Rhein nach dem Schatz suchen. Das finde ich phänomenal. Das ist nur ein äußeres Zeichen für die Faszination des Stoffes. Daran arbeite ich mich ab. Das interessiert mich mehr als zu fragen: Wer wäre Hagen heute? Ein böser Manager, ein fieser Professor? Aber ich sage das mit der Aktualisierung immer so apodiktisch. Wenn ich die Nibelungenfestspiele in Worms inszenieren müsste, würde ich auch aktualisieren.

Ihr Interesse an mittelalterlichen Stoffen geht weit über das an den Nibelungen hinaus. Woher rührt das?
Es liegt nicht an der Schönheit der mittelhochdeutschen Sprache, die ich während des Studiums kennengelernt habe. Das Interesse an den Stoffen kam erst später. Ich bin da eine Spätberufene. Es liegt an der Art und Weise, wie diese Figuren gestaltet sind. Es sind Typen und keine Charaktere – also keine psychologischen Figuren. Sie haben zwar ein Innenleben, aber darüber sprechen sie nicht. Das Innere wird äußerlich ausagiert. Das hat mich immer fasziniert, dass man Menschen daran erkennt, was sie tun, und nicht daran, was sie sagen. Da ich ganz stark vom Katholischen herkomme und von den Märchen sozialisiert bin, passt das für mich gut zusammen.

Ihr Mittelalter-Interesse zielt auf die Literatur – nicht auf die Geschichte?
Ja, es ist die Literatur. Was mir lange nicht klar war: Die mittelalterlich Literatur ist etwas extrem Idealisiertes. Sie spiegelt nicht die Welt, wie sie war. Das war den Machern auch sehr bewusst. Das wäre heute undenkbar. Gegenwartsschriftsteller sollen möglichst aktuell sein, vielleicht auch politisch, sollen in ihren Texten eine Schnittmenge mit dem wirklichen Leben bilden. Aber die Figuren des höfischen Romans hat es nie gegeben. Sie erzählen davon, wie man sich die Welt zurechtgewünscht hat. Mittelalterliche Geschichte ist hingegen harter Stoff. Ich jedenfalls würde nicht lieber im Mittelalter leben und auf der nackten Erde schlafen

Am Donnerstag endet Ihre Poetik-Professur. Dann geht es ums Reisen. Bedauern Sie, dass wir heute keine Expeditionen mehr in unbekannte Regionen unternehmen können?
Darüber denke ich tatsächlich oft nach. Ich glaube, dass Männer darunter mehr leiden als Frauen. Das weiß ich von meinen sehr intensiv reisenden Schriftstellerkollegen. In Gesprächen merke ich, dass die immer noch nach den unberührten Flecken suchen. Aber wenn ich mich irgendwo hinbegebe, ist es für mich immer das erste Mal – das heißt auch, es gibt für mich etwas zu entdecken.

Wie denken Sie über den Tourismus unserer Tage?
Ich bin kein Tourismus-Kritiker. Ich bin ja selber Touristin. Ich halte nichts davon zu sagen: Ich bin die reflektierte, gute Reisende, und die anderen sind der Massentourismus. Nein, ich bin Teil des Apparates. Aber das Reisen hat sich drastisch verändert. Jetzt habe ich zum ersten Mal eine Reise gemacht, die von Navigationsgeräten bestimmt war, vom Internet und von Displays. Das ist etwas ganz anderes, als wenn ich mir den Rucksack umhänge und gucke, was kommt.

Sie haben einmal eine Reise auf einem Containerschiff unternommen, woraus dann der Roman „Pigafetta“ entstanden ist. Sind Sie eine Autorin, die auf Reisen schreibt?
Ich bin gar nicht so die Freundin des Tagebuchs, aber ich schreibe leidenschaftlich gerne Briefe. Das ist meine liebste Textsorte. Das tue ich jeden Tag. Auf dem Containerschiff hatte ich endlos viel Zeit. Da gab es auch kein Telefon, kein Internet. Dieses Tagebuch umfasst mehrere Bände.

Das wäre doch schönes Bonus-Material zum Roman „Pigafetta“.
Sie sagen es! Ich war auch schon mal kurz davor, beides komplementär zu veröffentlichen – aber fand es dann nicht interessant genug. Halb privat stoße ich dann aber auf Leser, die sagen: „Also, weißt Du, das Tagebuch ist viel interessanter als der Roman.“ Weil man darin eine Frische und Unmittelbarkeit hat und nicht den Zwang zur literarischen Verwandlung. Es ist Bonus-Material, das noch in der Kammer ist.

Sie wohnen in Berlin – und in einer Schweizer Einsiedelei. Das klingt nach einem Idyll.
Die Einsiedelei ist im Inneren ein magischer Ort, aber steht mitten in der Zivilisation. Der Verkehrslärm aus dem Tal ist lauter als in meiner Berliner Wohnung. Und das Rhonetal, in das ich schaue, ist so sehr durchindustrialisiert – also, mehr Gegenwart geht gar nicht. Da kommt man auf keine idyllischen Gedanken. Das ist das Hoppe-Credo: Die Dinge müssen miteinander verbunden werden – es gibt keine Flucht in die Vergangenheit. Ich bin ganz aus dem Hier und Jetzt.

ÜBER BRIEFE:
„Ich schreibe leidenschaftlich gerne Briefe. Das ist meine liebste Textsorte

Und Sie stammen aus Hameln. Was bedeutet Ihnen der Rattenfänger?
Bei dieser Sage von 1284 ist es wie mit den mittelalterlichen Stoffen: Das Rätsel, dieses kleine x, löst sich nicht auf. Es ist ja eine Betrugsgeschichte: Die Hamelner haben den Rattenfänger für seinen Dienste, die Ratten zu entsorgen, nicht entlohnt. Das ist eine Unverschämtheit. Wenn man bedenkt, dass der Tourismus von Hameln bis heute von einer Betrugsgeschichte lebt, ist das schon köstlich. Für mich war es faszinierend, den Spieß umzudrehen und zu fragen: Ist es für die Kinder von Hameln, die danach vom Rattenfänger entführt werden, ein Glück oder ein Unglück? Die Standardlesart ist: Das ist ein Drama. Kehrt man die Geschichte um, dann heißt es, die Kinder sind woanders hingegangen, wo es interessanter und besser war. Für mich ist es die Spiegelung meines eigenen Lebens: Eigentlich wollte ich immer zu Hause bleiben – und eigentlich wollte ich doch immer weg.

Das Gespräch führte Martin Oehlen

Felicitas Hopper am Arbeitsplatz in Köln *Foto: Goyert*

Auftritt am Donnerstag

Felicitas Hoppe, am 22. Dezember 1960 in Hameln geboren, ist eine der bekanntesten deutschsprachigen Autorinnen. Sie wurde 2012 mit dem Büchner-Preis geehrt. Zuletzt erschien ihr Roman „Hoppe“.

An der Kölner Universität hat sie derzeit die TransLit-Professur inne.

Am Donnerstag, 1. Dezember, spricht sie in einer öffentlichen Veranstaltung mit Jana Müller und Alexej Meschtschanow über Reisen und Bloggen. Seminargebäude der Uni Köln, 18 Uhr. Eintritt frei.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 06.12.2016, Feuilleton, Seite 11

Bloggen ist keine Kunst

Gegen die Überfülle: Felicitas Hoppes Kölner Translit-Dozentur macht den kreativen Prozess dingfest

Ein akademischer Glücksfall: Die vom germanistischen Seminar der Universität zu Köln erst im vergangenen Jahr installierte „Translit-Professur" scheint in Form und Inhalt ganz auf die diesjährige Gastdozentin zugeschnitten zu sein. Das Spiel mit fingierten Wahrheiten, die permanente Verwandlung und übersetzende Befreiung erzählerischer Stoffe, das Transliterarische also, sind schließlich Kennzeichen von Felicitas Hoppes Autorschaft. Auch wenn es ihr kaum an Selbstbewusstsein mangelt, dozierte sie nicht, sondern suchte das Gespräch, ging keiner Frage aus dem Weg. Ihr produktiver Austausch mit anderen Künstlern setzte sich teils auf offener Bühne fort. So wurde, was nur selten geschieht, tatsächlich etwas von der Funktionsweise des kreativen Prozesses sichtbar, aber auch von Widerständen und Irritationen.

Viele Poetik-Dozenturen bestehen aus für den Druck optimierten, anspielungsreichen Selbstreflexionen eines Autors über die Bedingungen des eigenen Schreibens. Das gab es hier ebenfalls, allerdings nur zum Einstieg und auch da in der für Felicitas Hoppe typisch verspielten Weise. Die Autorin sprach mit Blick auf das Rahmenkonzept über das, was sie „auch gern könnte" („indikativisch gesagt: was ich nicht kann"), sich nämlich in weiteren Kunstformen ausdrücken: musikalisch, schauspielerisch, in der Malerei. Hier habe sich für sie die kindliche Faszination erhalten, mit der sie etwa die Porträts aus der „Manessischen Liederhandschrift" im elterlichen Wohnzimmer angestaunt hat – ein deutlicher Unterschied zu der ihr so vertrauten und durchschauten literarischen Arbeit: „Das alles hat mehr mit Mühe als mit Faszination zu tun."

Dann ging es mit vielen Bezugnahmen auf die Traumbiographie „Hoppe" und mancher Koketterie („Manchmal scheint mir, ich bin in meinem eigenen Schreiben, das so voller großer und übertriebener Gesten ist, eigentlich in der Entwicklung im Stummfilm steckengeblieben; es ist nämlich auffallend, wie wenig mir Dialoge gelingen") vor allem darum, wie sich das in den Nachbargärten Verortete doch wieder ins eigene Werk einschreibt. Weil ihre Bücher dabei mit der Wirklichkeit ebenso freihändig umgehen wie mit dem Mythengrund unserer Kultur, waren die drei weiteren, frei gestalteten Abende die interessanteren Termine. Sie widmeten sich einigen der aktuell von Felicitas Hoppe gemeinsam mit anderen Künstlern unternommenen Projekte, die nicht immer restlos überzeugten, aber im experimentellen Zusammenspiel der Formen und Gattungen das Zustandekommen künstlerischer Energie vorführten.

Erstmals wurden dabei Ausschnitte aus dem Film „Felicitas Hoppe sagt" von Oliver Held und Thomas Henke gezeigt, der alles andere ist als ein klassisches Autorenporträt. Weil die Fragen nicht zu hören sind, ist ein achtzigminütiger Monolog übriggeblieben, in dem die Autorin rückhaltlos ehrlich, aber in stets klugen, wohlgesetzten Worten über Kunst und den Zustand der Gesellschaft nachdenkt.

Die Filmemacher haben diesen dichten Auskünften auf gleich drei Bildkanälen meditative Bilder von Felicitas Hoppes täglichen Routinen in ihrer Einsiedelei im Wallis und rund um ihr Berliner Zuhause hinzugefügt. Weil diese aufeinander Bezug nehmenden Bildströme auf drei im rechten Winkel aufgestellten Leinwänden gleichzeitig zu sehen sind, entsteht der schöne Eindruck, sich im Kopf der Schriftstellerin zu befinden. Dass sich die Situation vor der Kamera aber durchaus bedrohlich angefühlt habe, wollte die derart Durchleuchtete nicht verschweigen. Auch ihre Irritation über den kuriosen Einfall, manche ihrer impulsiv gesprochenen Texte nachträglich noch einmal von Gundula Gause einlesen zu lassen, um mit objektiver Nachrichtendistanz zu experimentieren, wurde deutlich: Die Hoheit und Kontrolle über das Geschehen zu verlieren sei zumindest ungewohnt.

Weiterhin las Felicitas Hoppe – wieder eine Premiere – erste Ausschnitte aus ihrer erfrischenden Neuerzählung des Nibelungenstoffs, dessen Genese seltsam umwegig wirkt. In Telefonaten mit dem Hörspielkünstler und Zeichner Karlheinz Koinegg entstehen Grundideen, die von Koinegg dann in Illustrationen umgewandelt werden. In diese gehen auch zufällige oder stimmungsbedingte Details ein. Auf den Zeichnungen wiederum beruht dann das Erzählte: eine Herausforderung des Zu- und Einfalls mit offenem Visier.

Und auch von der gemeinsam mit der Fotografin Jana Müller und dem bildenden Künstler Alexej Meschtschanow unternommenen Reise durch die Vereinigten Staaten war die Rede. Sie folgte weitgehend der achtzig Jahre zuvor in der bezaubernden Reiseerzählung „Das eingeschossige Amerika" festgehaltenen Erkundungsfahrt der russischen Schriftsteller Ilja Ilf und Jewgeni Petrow und mündete vorerst in einen Reiseblog. Felicitas Hoppe hat dennoch festgestellt, zur Bloggerin nicht zu taugen. Das muss kein Schaden sein, denn Kunst – darauf einigte man sich – entstehe wohl erst in der Reduktion, im Ignorieren der allermeisten Notizen, die ja doch „alle gleich" und „öde" seien, im unbegrenzten Archiv des Netzes aber allesamt aufbewahrt würden. Und so wird man auch von dieser Reise bald in bester Hoppe-Manier alles Wahrhaftige erfahren, denn der entsprechende Roman sei schon zur Hälfte fertiggestellt. Einen Blog als Katalysator zu benutzen, um sich von der Überfülle der Eindrücke zu befreien, das macht wohl sonst kaum ein Autor. OLIVER JUNGEN

Frankfurter Rundschau, 08.12.2016, Feuilleton, Seite 32f.

„Ich bin ganz aus dem Hier und Jetzt“

Die Schriftstellerin Felicitas Hoppe über den Sinn von Schreibseminaren, die Aktualisierung historischer Stoffe, das Zeitreisen und das Reisen

Frau Hoppe, Sie haben schon zahlreiche Dozenturen innegehabt. Das scheint Ihnen eine verlockende Beschäftigung zu sein.
Ich finde es auf der einen Seite sehr verlockend und bereichernd, auf der anderen Seite hat es ganz pragmatische Gründe. Als freie Autoren müssen wir uns ja aus verschiedenen Kanälen bewirtschaften. Hier gibt es die Möglichkeit eines Zubrotes. Es ist also beides: Not und Tugend.

Machen Sie als Dozentin Erfahrungen, die für Ihr Schreiben relevant sind?
Ja, wenn man nicht allzu sehr in die Fänge der Wissenschaft gerät. Wenn sich Schriftsteller zu sehr auf die Ebene der Wissenschaft begeben, sind sie meiner Ansicht nach immer in der Gefahr der Selbstanalyse. Das kann dann auch zu viel werden. Aber man macht natürlich tolle Erfahrungen mit den Leuten.

Weil Sie in Schreibseminaren Talente treffen, die man fördern sollte?
Absolut. Und die Bereicherung entsteht daraus, dass die Leute einander zuhören und miteinander sprechen. Meine große Vorliebe für das Gespräch beweist sich dort. Ich glaube, dass man im stillen Kämmerlein sehr rumbrütet, während im Gespräch viel herauskommt. Ich bin überhaupt keine Anhängerin von Schreibschulen. Aber wenn der Schreibimpuls da ist und man mit den Leuten redet, ist das gut. Es geht dann um zwei Dinge: Ich kann Technik und Zutrauen vermitteln. Wir haben zum Beispiel in Köln – in Anlehnung an meinen Roman „Hoppe“ – eine Übung zum autobiographischen Schreiben gemacht. Das kostet Überwindung. Der Hauptwiderstand: „Was soll ich denn erzählen? Ich bin doch nicht interessant.“ Daran sieht man: Das Schreiben ist eine hochpersönliche und delikate Angelegenheit.

Sie brillieren auch als Rednerin. Hat das damit zu tun, dass Sie unter anderem Rhetorik in Tübingen studiert haben?
Nein, überhaupt nicht. Ich habe ein Semester bei Walter Jens studiert. Wir haben uns furchtbar gestritten, denn Walter Jens war autoritär – das war damals eine ganz andere Generation. Es war kein praktisches, sondern ein theoretisches Rhetorik-Studium. Was Sie meinen, hat – glaube ich – einen anderen Grund: Bei uns zu Hause reden alle so. Wir sind fünf Kinder. Das ist natürlich furchtbar für Gäste. Aber wir konnten es auch nie verstehen, wenn wir zu Besuch waren und am Tisch nicht geredet wurde. Das führe ich auf einen katholischen Einfluss zurück: 14 Jahre sonntäglicher Kirchgang. Immer mündliche Rede, Predigt, Deklamation – das bleibt hängen im Guten wie im Schlechten.

Wie erleben Sie die akademische Welt? Ist sie nah an der Literatur oder sind das ferne Kontinente?
Es sind zwei Kontinente, aber man kann schon Schiffe besteigen und hin und her fahren, so dass es einen Warenaustausch gibt. Die Umgangsformen sind andere und auch die Sprache unterscheidet sich markant. Die Wissenschaft ordnet und analysiert und ich als Schriftstellerin stehe davor und sage: Hmm, das ist ja interessant, was die in meinen Texten sehen.

Ein Projekt zum Nibelungenstoff haben Sie im Rahmen Ihrer Kölner Dozentur vorgestellt. Dabei sagten Sie, dass Sie nichts von der Aktualisierung historischer Stoffe halten. Aber worin liegt die Aktualität dieses Stoffes?
Es gibt zwischenmenschliche Konflikte, die ihre Formen wandeln im Laufe der Jahrhunderte. Aber es gibt auch Konflikte, die immer wieder neu beschrieben werden können. Da sehe ich ein großes Potenzial im Nibelungen-Thema. Wenn man merkt, dass man von einem Stoff nicht loskommt, dann kann das zwei Gründe haben: Weil man in der Schule gezwungen wird, ihn immer wieder zu lesen, oder weil da etwas ist, ein Mehrwert, den man nicht so richtig auflösen kann. Das ist bei den Nibelungen der Fall. Es gibt ja noch heute Leute, die im Rhein nach dem Schatz suchen. Das finde ich phänomenal. Das ist nur ein äußeres Zeichen für die Faszination des Stoffes. Daran arbeite ich mich ab. Das interessiert mich mehr als zu fragen: Wer wäre Hagen heute? Ein böser Manager, ein fieser Professor? Aber ich sage das mit der Aktualisierung so apodiktisch. Wenn ich die Nibelungenfestspiele in Worms inszenieren müsste, würde ich auch aktualisieren.

Sie haben ja auch schon mal Eishockeyspieler als moderne Nachfahren der Ritter gedeutet.
Gerade im Sport werden die Urkonstellationen durchgespielt. Zwei Mannschaften rennen in ihren Panzern aufeinander zu und man fragt sich, warum machen die das. Das fasziniert mich. Auch bei den Ritterturnieren, die extrem brutal waren, wurde etwas ritualisiert durchgespielt. Das ist eine menschliche Grundkonstante – und die Begeisterung für den Mannschaftssport ist ja riesig. Auch beim Fußball. Das hat ja manchmal eine leicht religiöse Komponente.

Ihr Interesse an mittelalterlichen Stoffen geht weit über das an den Nibelungen hinaus. Woher rührt das?
Es liegt nicht an der Schönheit der mittelhochdeutschen Sprache, die ich während des Studiums kennengelernt habe. Das Interesse an den Stoffen kam erst später. Ich bin da eine Spätberufene. Es liegt an der Art und Weise, wie diese Figuren gestaltet sind. Es sind Typen und keine Charaktere – also keine psychologischen Figuren. Sie haben zwar ein Innenleben, aber darüber sprechen sie nicht. Das Innere wird äußerlich ausagiert. Das hat mich immer fasziniert, dass man Menschen daran erkennt, was sie tun, und nicht daran, was sie sagen. Da ich ganz stark vom Katholischen herkomme und von den Märchen sozialisiert bin, passt das für mich gut zusammen.

Ihr Mittelalter-Interesse zielt auf die Literatur – nicht auf die Geschichte?
Ja, es ist die Literatur. Was mir lange nicht klar war: Die mittelalterliche Literatur ist etwas extrem Idealisiertes. Sie spiegelt nicht die Welt, wie sie war. Das war den Machern auch sehr bewusst. Das wäre heute undenkbar. Gegenwartsschriftsteller sollen möglichst aktuell sein, vielleicht auch politisch, sollen in ihren Texten eine Schnittmenge mit dem wirklichen Leben bilden. Aber die Figuren des höfischen Romans hat es nie gegeben. Sie erzählen davon, wie man sich die Welt zurechtgewünscht hat. Mittelalterliche Geschichte ist hingegen harter Stoff. Ich jedenfalls würde nicht lieber im Mittelalter leben und auf der nackten Erde schlafen.

Jenseits vom Zeitreisen: Bedauern Sie, dass wir heute keine Expeditionen mehr in unbekannte Regionen unternehmen können?
Darüber denke ich tatsächlich oft nach. Ich glaube, dass Männer darunter mehr leiden als Frauen. Das weiß ich von meinen sehr intensiv reisenden Schriftstellerkollegen. In Gesprächen merke ich, dass die immer noch nach den unberührten Flecken suchen. Aber wenn ich mich irgendwo hinbegebe, ist es für mich immer das erste Mal – das heißt auch, es gibt für mich etwas zu entdecken.

Wie denken Sie über den Tourismus unserer Tage?
Ich bin kein Tourismus-Kritiker. Ich bin ja selber Touristin. Ich halte nichts davon zu sagen: Ich bin die reflektierte, gute Reisende, und die anderen sind der Massentourismus. Nein, ich bin Teil des Apparates. Aber das Reisen hat sich drastisch verändert. Jetzt habe ich zum ersten Mal eine Reise gemacht, die von Navigationsgeräten bestimmt war, vom Internet und von Displays. Das ist etwas ganz anderes, als wenn ich mir den Rucksack umhänge und gucke, was kommt.

Sie haben einmal eine Reise auf einem Containerschiff unternommen, woraus dann der Roman „Pigafetta“ entstanden ist. Sind Sie eine Autorin, die auf Reisen schreibt?
Ich bin gar nicht so die Freundin des Tagebuchs, aber ich schreibe leidenschaftlich gerne Briefe. Das ist meine liebste Textsorte. Das tue ich jeden Tag. Auf dem Containerschiff hatte ich endlos viel Zeit. Da gab es auch kein Telefon, kein Internet. Dieses Tagebuch umfasst mehrere Bände.

Das wäre doch schönes Bonus-Material zu „Pigafetta“.
Sie sagen es! Ich war auch schon mal kurz davor, beides komplementär zu veröffentlichen – aber fand es dann nicht interessant genug. Halb privat stoße ich dann aber auf Leser, die sagen: „Also, weißt Du, das Tagebuch ist viel interessanter als der Roman.“ Weil man darin eine Frische und Unmittelbarkeit hat und nicht den Zwang zur literarischen Verwandlung.

Sie haben Ihren Rucksack schon erwähnt. Was darf in dem nicht fehlen, wenn Sie auf Reisen gehen?
Abgesehen von Geld und Lippenstift, was man so als Frau dabei hat, nehme ich immer ein Schweizer Taschenmesser mit. Das ist wahnsinnig praktisch. Aber es ist ein Problem, wenn man fliegt, weil man kein Messer mitnehmen darf. Und was nicht fehlen darf, ist ein kleines Heft zum Schreiben und irgendwas zum Lesen. Wenn ich auf der Bahnfahrt im Tunnel stehe und dann nicht ein Trostbuch in der Tasche habe, hilft mir auch das „DB-Magazin“ nicht weiter. Ansonsten fahre ich trotz aller Begleiterscheinungen sehr gerne mit der Bahn, wenn ich einen Platz habe, und gehe wahnsinnig gerne in den Speisewagen. Das sind de facto meine besten Lesezeiten.

Sie wohnen in Berlin – und in einer Schweizer Einsiedelei. Das klingt nach einem Idyll.
Die Einsiedelei ist im Inneren ein magischer Ort, aber steht mitten in der Zivilisation. Der Verkehrslärm aus dem Tal ist lauter als in meiner Berliner Wohnung. Und das Rhonetal, in das ich schaue, ist so sehr durchindustrialisiert – also, mehr Gegenwart geht gar nicht. Da kommt man auf keine idyllischen Gedanken. Das ist das Hoppe-Credo: Die Dinge müssen miteinander verbunden werden – es gibt keine Flucht in die Vergangenheit. Ich bin ganz aus dem Hier und Jetzt.

Sie stammen aus Hameln. Was bedeutet Ihnen der Rattenfänger?
Bei dieser Sage von 1284 ist es wie mit den mittelalterlichen Stoffen: Das Rätsel, dieses kleine x, löst sich nicht auf. Es ist ja eine Betrugsgeschichte: Die Hamelner haben den Rattenfänger für seinen Dienste, die Ratten zu entsorgen, nicht entlohnt. Das ist eine Unverschämtheit. Wenn man bedenkt, dass der Tourismus von Hameln bis heute von einer Betrugsgeschichte lebt, ist das schon köstlich. Für mich war es faszinierend, den Spieß umzudrehen und zu fragen: Ist es für die Kinder von Hameln, die danach vom Rattenfänger entführt werden, ein Glück oder ein Unglück? Die Standardlesart ist: Das ist ein Drama. Kehrt man die Geschichte um, dann heißt es, die Kinder sind woanders hingegangen, wo es interessanter und besser war. Für mich ist es die Spiegelung meines eigenen Lebens: Eigentlich wollte ich immer zu Hause bleiben – und eigentlich wollte ich doch immer weg.

Interview: Martin Oehlen

ZUR PERSON

Felicitas Hoppe, am 22. Dezember 1960 in Hameln geboren, hat unter anderem Literaturwissenschaft, Rhetorik, Religionswissenschaft, Italienisch und Russisch studiert. Bücher veröffentlicht sie seit den Neunzigern, bekannt wurde sie zunächst vor allem mit ihrem ersten Roman, dem Reisebuch „Pigafetta“, 1999. 2012 erschien der Roman „Hoppe“, worauf hin ihr noch im selben Jahr der Georg-Büchner-Preis zuerkannt wurde.

Als Poetikdozentin war Felicitas Hoppe unter anderem in Wiesbaden (2005), Mainz (2007), Göttingen (2009), Hamburg (2012), Dortmund (2013) und jetzt an der Kölner Universität tätig. Hier befasst sich die Translit-Professur mit Intermedialität. Dabei geht es um das Zusammenspiel der Literatur mit anderen Medien.

In diesem Jahr in Heidelberg: Felicitas Hoppe signiert. IMAGO

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.12.2016

Vom Reiz des Künstlergesprächs

Mit der Poetikdozentur „translit" hat die Universität Köln im vergangenen Jahr ein Modell geschaffen, das sich von der ermüdenden Masse dieser akademischen Mode wohltuend unterscheidet. Der Kölner Poetikdozent soll gar nicht dozieren, sondern debattieren – vier der ihm gewährten fünf Abende werden im Zusammenspiel mit von ihm ausgesuchten Vertretern anderer Disziplinen gestaltet, nur der Auftakt erfolgt in Form eines klassischen Vortrags. Solch interdisziplinäres Programm setzt aber vielseitig interessierte Schriftsteller voraus, was im Falle der ersten beiden Poetikdozenten – Marcel Beyer 2015 und erst kürzlich Felicitas Hoppe (F.A.Z. vom 6. Dezember) – gewährleistet war. Beide sind in den unterschiedlichsten Bereichen schriftstellerisch aktiv und neugierig auf weitere.

Wie verführerisch dabei der Austausch zwischen Literatur und anderen Künsten werden kann, ist jetzt auch für diejenigen nachprüfbar, die nicht in Köln zugegen waren. Denn der Vortrag und die vier Gespräche, die der diesjährige Büchnerpreisträger Marcel Beyer im Rahmen der translit 2015 absolviert hat, sind nun transkribiert und schön bebildert als Buch erhältlich. Da Beyer auch die Comiczeichnerin Ulli Lust, die seinen Roman „Flughunde" als Graphic Novel adaptierte, eingeladen hatte, boten sich Bildzugaben an, aber auch das Gespräch mit der Hörspielregisseurin Iris Drögekamp profitiert vom Abdruck ihres heftig annotierten und markierten Regiemanuskripts. Man kann nur hoffen, dass dieses Buch als Auftakt einer Reihe angesehen werden darf, die „translit" fortan regelmäßig dokumentieren wird. apl

„translit 2015 – Marcel Beyer".
Hrsg. von Torsten Hahn und Christof Hamann. Verlag der Buchhandlung Klaus Bittner, Köln 2016. 160 S., Abb., br., 18,– €.

Radiobeiträge

„Vom Neid der Autoren auf den Zeichner“ von Claudia Dichter
WDR 5 Scala - aktuelle Kultur | 10.11.2016 | 07:48 Min.
URL: http://www1.wdr.de/kultur/buecher/felicitas-hoppe-102.html

„Felicitas Hoppe über ihre TransLit Poetikvorlesungen an der Universität Köln“
Domradio | 28.11.2016 | 8:46 Min.
URL: https://www.domradio.de/audio/felicitas-hoppe-ueber-ihre-translit-poetikvorlesungen-der-universitaet-koeln